

für die

Literatur des Auslandes.

N^o 70.

Berlin, Montag den 12. Juni

1843.

Dänemark.

Karl XII. zu Stralsund und auf Rügen.

Aus dem Dänischen Werke: „Peter Tordenskjold, ein historisches Gemälde aus dem
Anfange des 18ten Jahrhunderts.“ *)

Den 19. März 1713 langte Karl XII. aus der Türkei in Stralsund an, nachdem er in Zeit von 14 Tagen 280 Meilen geritten, und der Krieg loderte wieder im Norden auf. Dieser abenteuerliche König, der von Rachsucht brannte, wollte jetzt alle seine Feinde züchtigen und meinte, seine Gegenwart allein sey hinreichend, den verschwundenen Glanz der Schwedischen Waffen wieder herzustellen. Ohne sich durch die völlige Erschöpfung des Schazes und des ganzen Landes, durch die vernichtete Flotte und das bis auf einige Veteranen-Regimenter zusammengeschmolzene Heer irre machen zu lassen, schickte er dem Reichsrath den gemessensten Befehl, sogleich eine neue Armee anzuwerben und eine Flotte auszurüsten, während er selbst Stralsund und die Einfahrt zu dieser Stadt besetzten und Batterien auf Rügen anlegen ließ; zugleich erklärte er auch Preußen den Krieg.

Wie ein Blitzstrahl schlug die Nachricht von diesen Ereignissen in die Kabinette des nördlichen Europa; — die Fürsten drückten ihre Kronen tiefer aufs Haupt und schlossen sich enger an einander, um mit vereinter Kraft dem Sturme Widerstand zu leisten.

Während Karls Aufenthalt in der Türkei hatten sich die Europäischen Verhältnisse jedoch umgestaltet. Mit dem Tode der Königin Anna wurde der Kurfürst von Hannover König von England, — und da Karl dem Stuartischen Prätendenten Hülfe versprach, machte er sich den mächtigsten Seestaat zum Feinde. Georg I. schloß mit Dänemark ein Bündniß gegen Schweden, während Holland erklärte, völlig neutral bleiben zu wollen.

Durch den Tod Ludwigs XIV. verlor Karl einen mächtigen Verbündeten; Oesterreich zog sich ermattet vom Schauplatz des Spanischen Erbfolgekrieges zurück, — und als der Zar, vor Schreck über das Wiederaufstehen seines Feindes aus dem Türkischen Grabe, jetzt ernstliche Anstalten machte, sein dem Könige von Dänemark so oft gegebenes Versprechen der Uebersendung von Hülfsstruppen zu erfüllen, und da endlich Preußen ebenfalls seine Truppen nach Norden marschiren ließ: sah Karl plötzlich, daß halb Europa ihm kampferüstet gegenüber stand.

Die geübteren Politiker prophezeiten indes die Auflösung dieses Unwetters in Nebel, denn jeder der drohenden Herrscher war nur Schwedens Feind in Bezug auf seine eigenen Besitzungen, und waren diese wieder außer Gefahr, so zog er sich klug zurück, ohne etwas mehr zu thun, als darüber zu wachen, daß keiner der anderen Fürsten zu mächtig würde.

Nur Friedrich IV. von Dänemark blieb seiner gewöhnlichen ehrlichen Politik getreu, was dem Lande später, als jene Ehrlichkeit an Einfalt gränzte, theuer zu stehen kam. Gewissenhaft erfüllte er die Traktate, welche Europa's ränkevolle Kabinette ihm vorgezeichnet und die er auf Rathen seiner gewissenlosen Minister eingegangen. Seines leidenden Volkes ganze Kraft anbietend, rüstete er eine mächtige Flotte aus und zog mit dem Kern seines 70,000 Mann starken Heeres nach Pommern, wo die Preussischen und Sächsischen Truppen sich mit ihm vereinigten. Hier war Stralsund der Brennpunkt des Krieges geworden, und nach dieser Stadt nahm die Armee ihre Richtung. Auf dem Wege dorthin wurde Rostock besetzt und Wismar eingeschlossen. Die Schwedischen Truppen verließen den Pas von Damngarten und zogen sich nach Stralsund zurück.

Bekanntlich liegt diese alte Stadt, welche zu den Zeiten der Hanse eine wichtige Rolle spielte und schon so oft den Feind vor ihren Wällen sah, an der schmalen Meerenge, die Rügen vom Festlande trennt. Das Fahrwasser, welches man passiren muß, um zur Stadt zu gelangen, heißt das Ost- und das West-Dyb; diese hatte Karl XII. durch versenkte Schiffe zu sperren gesucht. Die Küsten auf beiden Seiten waren mit Kanonen besetzt und die ganze männliche Bevölkerung unter die Waffen gerufen, um in Vereinigung mit den Schwedischen Veteranen dem Feinde jeden Zollbreit Landes freitig zu machen. Die den Truppen ertheilte Instruction lautete, jeden Posten bis auf den Tod zu vertheidigen. Der König ging so weit, sogar die vierbeinigen Bewohner der Insel zur Vertheidigung mit heranzuziehen. An den Küsten entlang waren von Entfernung zu Entfernung Punde angeschlossen, die natür-

lich bestanden, wenn etwas Feindliches sich nahte, und dadurch die Truppen wach und rege erhielten. Sämmtliche Bauernpferde wurden für die Kavallerie in Beschlag genommen.

Mit einer an Wahnwitz gränzenden Todesverachtung eilte der König von Schweden von einem Punkt zum anderen, wohin Laune oder Rastlosigkeit ihn trieben, und selbst der dichteste Kugelregen hielt ihn nicht ab, den Feind stundenlang von einem erhöhten Standpunkte aus zu beobachten. Entehrung oder ein schmachvoller Tod drohte dem Offizier, auf dessen Gesicht der König bei solchen Gelegenheiten eine bedenkliche Miene entdeckte. Er hoffte, die Verbündeten würden ihre Kräfte in einer Belagerung Stralsunds zersplittern, und zog daher seine ganze Landmacht hier zusammen, während er eine zahllose Menge kleiner armirter Fahrzeuge beorderte, die in der Ostsee kreuzen sollten, sowohl um die Aufmerksamkeit der Dänischen Kriegsschiffe auf verschiedene Punkte zu lenken, als auch um die Preußen zu verhindern, Belagerungs-Material von Stettin aus heranzuführen, und um seinen Transportschiffen von Schweden her die Ueberfahrt zu erleichtern. Zu demselben Zweck befohl er dem Reichsrath, die letzten Kräfte des Landes zur Ausrüstung einer neuen Kriegsslotte aufzubieten, mit welcher er die früher erduldeten Niederlagen an den Dänen rächen und die Herrschaft auf der Ostsee erkämpfen wollte.

Nach diesem Meere hatte halb Europa seine Flotten gesendet, um den Gang des Krieges beobachten zu lassen und bei vorkommender Gelegenheit ein Wort mitreden zu können, gleich viel, ob gegen Schweden oder Dänemark, wie es der Vortheil erheischte. Außer der Russischen Flotte sah man neunzehn Englische Kriegsschiffe mit 1032 Kanonen unter Admiral Norris wie ein schweres Unwetter an den Küsten hinziehen; — zwölf Holländische Dreidecker mit 624 Feuerschländen unter dem Contre-Admiral de Behst convoyirten die Kauffahrtei-Flotten der Generalsstaaten; — von Carlscrona aus sah eine Schwedische Dorlogoslotte von zweiundzwanzig Linienschiffen mit 1572 Kanonen unter Admiral Sparre in See, um den Dänischen Schwänen, welche — einundzwanzig Segel mit 1330 Kanonen — unter Admiral Rabe's Oberbefehl an verschiedenen Punkten kreuzten, die Flügel zu beschneiden.

Am 7. August 1713 sah man wenige Meilen von Rügen zwei starke Kriegssloten, kaum eine Meile von einander entfernt, sich gegenseitig beobachtend, hin und her fahren, wobei ein Kanonenschuß vom Admiralschiff aus stets das Signal zum jedesmaligen Wenden gab. Auf allen Schiffen hatte man das Berdeck zum Gefecht klar gemacht und die Kanonen losgebunden; aber die Masten warfen bereits lange Schatten über's Meer, und dieser Umstand allein schien die Flotten zu veranlassen, den Angriff aufzuschieben. Als daher die Nacht völlig hereingebrochen war, blieb von jeder Seite eine Fregatte als Brandwache zurück, während die Flotten selbst sich mehr von einander entfernten.

Nachdem am Morgen des 8. August die Sonne den Nebelschleier, der das Meer bedeckte, zerrissen, sah man, wie beide Flotten mit vollen Segeln auf Rügen zueilten und sich einander bis auf eine halbe Meile Abstand näherten. Jetzt stellten sie sich in Schlachtordnung und hielten die Blutflagge.

In Bezug auf die Anzahl der Schiffe waren beide Parteien so ziemlich von derselben Stärke; die Schweden zählten ein Dorlogoschiff mehr. Jede der Flotten hatte drei Admirale, — die Dänische: Rabe, Juul und Tröjel, — die Schwedische: Sparre, Henke und Lillie.

Der Dänische Vice-Admiral Tröjel eröffnete mit dem Dorlogoschiff „Louise“ von 76 Kanonen die Schlacht, indem er einen Schwedischen Dreidecker mit der vollen Lage begrüßte, die jener jedoch keinesweges unerwidert ließ. Als sich nun gleich darauf der Admiral Rabe mit seinem kolossalen Schiffe „der Elephant“ dem Schwedischen Admiralschiff zur Seite legte, suchte sich nach seinem Beispiel jedes Dänische Schiff seinen Gegner, und der Donner der Geschütze entbrannte auf der ganzen Linie. Der Pulverdampf von mehr als dreitausend Feuerschländen, die in dieser entscheidenden Seeschlacht Tod und Verderben spieen, verhüllte dem Auge bald die kämpfenden Massen, und man hörte nur den Donner unablässig über die Wogen rollen. Als der Wind einmal den Dampf verwehte, sah man das Dänische Kriegsschiff „Justia“ zwischen zwei Schwedischen Dorlogoschiffen. Hoch auf der Schanze stand der Admiral Juul und kommandirte durch das Sprachrohr Feuer nach beiden Seiten. Es donnerte los, daß alle Planken der „Justia“ erbeben; zu gleicher Zeit feuerten indes auch die beiden Schwedischen Schiffe. Ihre Kugeln legten das Berdeck, zerrissen die Segel, knickten die Masten und hobten sich in die Eichenseiten der „Justia“; dem Admiral Juul aber entfiel das Sprachrohr, er faßte mit der Hand nach der Brust und sank, um nie

*) Peter Tordenskjold, et historisk Maleri fra Bogyndelse af det 18de Aarhundrede. Af P. P. Kjöbenhavn, 1842.

wieder aufzustehen. Bald darauf war Alles wieder in den dichtesten Pulverdampf gehüllt.

Beinahe sechs Stunden hatte der Kampf gerast; die Sonne fing schon an zu sinken, ohne daß die Kämpfenden es zu bemerken schienen; der Donner der Kanonen wurde im Gegentheil noch heftiger, und die Schüsse folgten schneller auf einander, jedoch nur von Dänischer Seite; denn zwei Schwedische Dreidecker hatten bereits mit zersplitterten Masten die Schlachtlinie verlassen müssen; außerdem waren die beiden Admirale Penke und Lillie gefallen und mehrere Schwedische Kriegsschiffe dem Sinken nahe. Noch einmal gab die ganze Dänische Flotte — alle Schiffe fast zu gleicher Zeit — eine donnernde, wohlgezielte, mörderische Lage, die endlich den Kampf entschied. Admiral Sparre, dessen Geschütze so glänzend geworden, daß er dem Feinde nicht mehr zu antworten vermochte, strich plötzlich die Blutflagge und zog sich aus der Linie zurück; die übrigen Schwedischen Schiffe folgten dem Beispiele des Anführers, und Admiral Rabe behauptete den Kampfplatz.

Auf einem Sandberge an der Rügenischen Küste beleuchteten die letzten Strahlen der Sonne drei Gestalten, die durch Ferngläser den Verlauf der Schlacht beobachtet hatten. Man sah, wie die vorderste derselben gegen die dem Norden zueilende Schwedische Flotte drohend die Hand erhob; es war Karl XII., der beim Anblick der Flucht seiner Flotte alle Hoffnung auf Sieg und Rache aufgeben mußte. Noch einen langen, verzweiflungsvollen Blick warf er auf das unermeßliche Meer, dann wandte er sich ab und entfernte sich raschen Schrittes mit seinen beiden Begleitern.

Die Seeschlacht vom 8ten August 1713 hatte die Macht der Schweden zur See völlig gebrochen; die Flotte verließ in diesem Jahre den Hafen von Carlscrona nicht wieder. Ein Englisches Geschwader vereinigte sich mit der Dänischen Flotte unter Admiral Rabe's Oberbefehl, und alle Verbindung zwischen Schweden und seinen Deutschen Provinzen war und blieb unterbrochen. Die von Karl XII. an verschiedenen Orten aufgeworfenen Befestigungswerke wurden nach und nach mit stürmender Hand durch die Verbündeten genommen, bei welcher Gelegenheit unter den Schweden Beispiele von Muth und Geistesgegenwart vorkamen, die an die Helden des Alterthums erinnerten. So erhielt man die Prenemünder Schanze nicht eher, als bis der sie kommandirende Oberst Ulric, von einer Kugel getroffen, todt auf die Leichen seiner Untergebenen gesunken war; — in seiner Tasche fand sich eine von Karl XII. eigenhändig unterzeichnete Ordre, nach welcher der Oberst sich bis auf den letzten Mann schlagen und die Schanze nicht lebend verlassen sollte.

Die letzten Schwedischen Dorlogeschiffe, welche noch die See hielten, wurden in Gegenwart des Königs von Dänemark und des Königs von Preußen von dem Dänischen Vice-Admiral Scheffel durch das Westerdyb aufs Land getrieben, woselbst die Schwedischen Befehlshaber die Schiffe selbst in Brand steckten; und da die Dänische Flotte nun auch von Kopenhagen Geschütz und Munition heranbrachte, so bewerkstelligte im Monat November eine Abtheilung des verbündeten Heeres eine Landung auf Rügen, wo es ihr auch gelang, durch Aufwerfen von Verschanzungen festen Fuß zu fassen.

Die Nachricht von diesem Ereigniß erreichte Karl XII., als er so eben einige Meilen vom Landungspunkt damit beschäftigt war, seine zahlreichen Borposten zu revidiren. Ungläubig schüttelte er den Kopf bei dem Bericht der großen Anzahl von Truppen, welche gelandet seyn sollten. In aller Eile zog er gegen 3000 Mann und 8 Geschütze zusammen, mit denen er noch an demselben Abend nach dem Küstenpunkt marschirte, um den gelandeten Feind sogleich zu verjagen.

Es war eine rauhe Novemberrnacht; graue, am Himmel dahinziehende Wolken verhüllten häufig die helle Mondscheibe; ein scharfer Wind legte über die mit trockenem Schnee bedeckten Felder, und am Felsenufer donnerte die Brandung. An der hohen Küste, etwa 1000 Ellen ins Land hinein, erhoben sich die in Eile vom Feinde aufgeworfenen Erdwälle, die jedoch bereits mit Palissaden versehen waren, zwischen denen von Entfernung zu Entfernung das Mundstück eines Geschützes hervorblickte. Hinter den Wällen brannten viele Wachfeuer, deren Flammen einen röthlichen Schimmer auf die Umgebend warfen, und viele Stimmen tönten von allen Seiten her durch einander, da man noch überall beschäftigt war, die letzte Hand an die Verschanzung zu legen.

Von außen her bewegten sich mehrere dunkle Massen gegen das besetzte Lager; es waren die Schwedischen Bataillone, die — Karl XII. an der Spitze — so lautlos wie möglich auf dem knarrenden Schnee vorrückten. Die Hoffnung des königlichen Abenteurers, den Feind zu überrumpeln, schlug jedoch fehl. Plötzlich wurden im Lager die Trommeln gerührt, es bligte hinter den Palissaden, mehrere Kanonen knallten los, und ihre Kugeln führten vernichtend durch die Schwedischen Glieder.

Jetzt wurde Halt! kommandirt, — man nahm die Artillerie vor und eröffnete ein heftiges Feuer gegen die Verschanzungen. Die Nacht war äußerst hell; Karl XII. mit seinem geübten Blick überzeugte sich daher sehr bald, daß der gelandete Feind ihm weit überlegen; und hätte er dies auch nicht gesehen, so reichte das wohlgenährte Geschützfeuer aus dem besetzten Lager, welches große Verwüstung in seinen Bataillonen anrichtete, schon hin, ihn davon zu überzeugen. Um den Angegriffenen keine Zeit zu gönnen, sich völlig zu sammeln, beschloß er daher mit seiner gewöhnlichen Berwegenheit, den Wall mit dem Degen in der Hand zu ersteigen, was ihm vielleicht auch auf jedem anderen Punkte gelungen wäre; das Schicksal, welches ihm bereits den Rücken gekehrt, wollte jedoch, daß gerade der Theil des verschanzten Lagers, auf welchen Karl gestossen war, von Dänischen und Norwegischen

Kerntruppen unter König Friedrich's IV. persönlicher Anführung vertheidigt wurde. Mit kaltem Blut und gewichtigen Kolbenschlägen empfingen die stämmigen Jütländer die mit wildem Hurrahgeschrei anstürmenden Schweden, und es entstand ein mörderisches Handgemenge, während dessen die Geschütze von beiden Seiten das donnernde Fergesecht fortsetzten.

Viele waren bereits gefallen, aber von Schweden sowohl als von Dänen noch Niemand gewichen; nur von einem Kolbenschlag zerschmettert, von einer Kugel erreicht, oder von einem Bajonnett durchbohrt, räumte man dem Hintermann seinen Platz ein.

„Vorwärts! — für Schweden und seinen König!“ rief Karl XII., indem er sich mit hochgeschwungenem Säbel auf die Brustwehr stürzte. Mit lautem Hurrah folgte ihm ein Trupp zu Fuß kämpfender Dragoner, ihren Lieutenant an der Spitze. Eine Gewehrsalve knallte hinter den Palissaden, — die Dragoner fielen neben dem Könige wie umgemäht.

„Zum Satan, — reißt die Palissaden um!“ rief Karl XII., und rannte mit so rasender Gewalt gegen einen der Schanzpfeile, daß er sich umbog. Mit einem Sprunge war er hindurch und auf der Brustwehr, woselbst er sogleich mit einem kräftigen Diebe einem Soldaten den Schädel spaltete, der im Begriff stand, ihn mit einem Kolbenschlag zu empfangen.

(Schluß folgt.)

Frankreich.

Orientalische Preis-Aufgaben und Europäische Gelehrte.

(Schluß.)

Endlich warf der „Mahabarata“ vor Pondichery Anker, und unsere vier berühmten Gelehrten betraten das Land. Hier beschloffen sie drei Monate zu bleiben. Jeder wählte sich eine bestimmte Gegend des Landes, um daselbst die Pagoden und die Moscheen zu besuchen und vielleicht das Phalu zu finden. Nachdem sie zwei oder drei Wochen von Pondichery entfernt gewesen waren, kehrten sie nach immer erfolglosen Forschungen dorthin zurück. Sie dachten aber auch wirklich nicht daran, ihren Zweck so bald zu erreichen. Das Verdienst ihrer Mission würde bei einer schnellen Ausführung minder bedeutend erscheinen; übrigens hatten sie auf drei Jahre monatlich 3000 Franken, wenn sie auch das Phalu nicht entdeckten. Warum sollten sie also wünschen, es so schnell aufzufinden?

Sie drangen nun in alle Wälder, um irgend eine alte zerstörte Pagode zu finden, deren Bibliothek vielleicht unter den Trümmern verborgen und deren Ober-Bibliothekar ein Tiger wäre. Crawford wäre beinahe von einer Eidechse verschlungen worden; dieses Thier ist in Indien sechs Fuß lang, und Amiel war in Gefahr, unter die Füße einer Elefantenherde zu gerathen. Eines Tages kamen Crawford und Amiel, nachdem sie eine lange Zeit ihrer schwierigen Forschung gewidmet hatten, in ihr gemeinschaftliches Quartier nach Pondichery zurück. Das Lächeln der Freude glänzte in den Augen des Provenzalischen Gelehrten, so sehr er sich auch bemühte, seinem Gesichte den gewöhnlichen Ausdruck zu geben. Bei Allem, was Crawford ihm sagte, zeigte er sich sehr zerstreut; so sind gewöhnlich die Liebenden, wenn sie einen Brief ihrer Angebeteten in der Tasche tragen. Man spricht mit ihnen, aber sie sind in ihrer Tasche. Er ist sehr zufrieden, dachte Crawford bei sich; warum ist er so zufrieden? Sollte er vielleicht schon das Phalu gefunden haben? Er sollte diese Ehre genießen? „Herr Amiel, wir scheinen heute sehr lustig zu seyn.“ — „Meine Gesundheit verbessert sich, lieber Herr Crawford!“ — „Ihre Gesundheit? Sie waren ja niemals krank gewesen?“ — „Ich bitte um Entschuldigung, Herr Crawford: ich leide an der Milz; ich litt wenigstens sehr viel; und ich bin, glaube ich, geheilt.“ — „Es ist merkwürdig, daß Sie Ihre Gesundheit in diesem Klima wieder erlangt haben.“ — „Warum nicht, Herr Crawford?“ — „Weil wir in einem Lande wohnen, wo Jedermann an der Milz leidet, und gerade Sie werden wieder gesund. Ich wünsche Ihnen Glück zu einem so schönen Resultat, Herr Amiel. Wie er läßt!“ murmelte Sir D. Crawford für sich. „Der Tartuffe giebt seiner Freude diesen falschen Vorwand. Ich werde ihn entlarven. Und das Phalu, Herr Amiel? Wie steht es mit dem Phalu?“ — „Das Phalu? werden wir es jemals finden?“ — Der Heuchler! dachte Sir D. Crawford; er hat gewiß schon eine Spur entdeckt. „Wir müssen jedoch nicht so schnell darauf verzichten.“ — „Verzichten? nein! aber wir dürfen nicht so bald auf die Entdeckung hoffen.“ — „Halt! dachte Sir D. Crawford; er will mich von dem Gegenstande ablenken. Er ist auf dem Wege, sich des geheimnißvollen Buches zu bemächtigen, wenn er es nicht schon hat. Ich will diese Vermuthung auf sich beruhen lassen, aber er soll von mir hören. „Herr Amiel, ich wünsche von ganzem Herzen, daß Sie eine so blühende Gesundheit behalten mögen. Ich reise morgen nach Sandras, wo ich unsere Bemühungen, die bisher so erfolglos gewesen, fortsetzen werde.“ — „Glückliche Reise! mein lieber Herr Crawford, glückliche Reise! Uebrigens wünschen Sie mir dasselbe! Ich reise in derselben Absicht ab und, ich gestehe es, mit eben so wenig Hoffnung.“

Hier beginnt die große Komödie zwischen den beiden Gelehrten. Sie hatten sich lange beobachtet; sie sollten nun jetzt handgemein werden. Welches Ringen! welcher Kampf! welche Klade!

Im Vorbeigehen wollen wir erwähnen, daß die beiden Braminen, ihre dreimonatlichen Forschungen benutzend, seit ihrer Abreise in Pondichery nicht wieder erschienen waren. Wie sehr mußten sie sich mit ihrer Aufgabe beschäftigen!

Zehn Tage nach dem Gespräche der beiden Gelehrten fiel eine blaue

Broschüre dem Herrn Amiel in die Hände, welcher erstaunt war, eine blaue Broschüre in einem Lande zu finden, wo man weit öfter auf Schlangen, als auf Broschüren trifft. Sie war heimlich auf seinen Tisch gelegt worden und führte den Titel:

Einfacher Rath

an diejenigen, welche sich mit der Entdeckung des berühmten Buches Phalu in Indien beschäftigen, wo es seit dreihundert Jahren nicht mehr ist, und wo es also unnütz ist, es zu suchen, wenn man nicht einen anderen geheimen Zweck hat.

Nicht die Länge des Titels setzte Herrn Amiel in Verlegenheit, denn es giebt viel längere; sondern der Umstand, daß er nicht wußte, von wem diese Broschüre herrührte, und in welcher Absicht sie gegen ihn, gegen Crawford und gegen die beiden Braminen geschrieben wäre. Vielleicht, dachte er, weiß Sir D. Crawford mehr davon. Eben kam Crawford von Sandras zurück. Er strahlte von Freude und war eben so heiter, wie Herr Amiel damals, als sie sich zum letzten Male sprachen.

„Soll ich erst von Ihrer zufriedenen Miene oder von dieser Broschüre sprechen?“ sagte Amiel, indem er dem gelehrten Engländer die Hand gab. — „Was ist das für eine Broschüre?“ fragte Crawford. — „Sie ist gegen uns geschrieben“, sagte der Provenzalische Archäolog; „lesen Sie selbst. Ich werde darin als wissenschaftlicher Abenteurer, als falscher Gelehrter behandelt.“ — „Mein lieber Freund“, sagte Crawford, „darüber wollen wir uns hinwegsetzen und unsere Mission gewissenhaft erfüllen. Was meine Heiterkeit betrifft, so will ich Ihnen den Grund davon sagen: Ich habe heute einen Brief aus London erhalten, worin mir gemeldet wird, daß meine Tochter sich verheiratet hat.“ — „Aber Sie haben mir ja nicht gesagt, daß Sie verheiratet sind?“ — „Ich hatte es vergessen, wie Sie Ihre Milzkrankheit. Aber das ist der Grund meiner Freude.“ — Das ist es nicht, dachte Amiel. Der Schlaupf! Er hat das Phalu zu Sandras gefunden, und er will es verheimlichen. Aber ich werde die Wahrheit entdecken, so wahr ich Amiel heiße und den Petrarka in meinen nicht verkauften Sonnetten nachgeahmt habe.

Von diesem Augenblicke an beobachtete der Gelehrte aus Arles die Schritte seines Gegners. Eines Morgens sah er mit Schrecken, daß Crawford am Ufer eines Teiches saß und ein kleines Netz ins Wasser senkte. Herr Amiel zitterte vor Wuth am ganzen Körper; im Augenblicke berechnete er das Unglück, das ihm dadurch bevorstand. Sein ganzes Leben war vernichtet. Crawford zog das Netz wieder heraus und warf ein Duzend kleiner hellblauer Fische auf den Sand. — „Ich bin verloren!“ schrie Amiel. „Er hat meinen Teich entdeckt! er hat meine hellblauen Fische entdeckt! Er hat mir aufgelauret! Das Englische Ungeheuer beschäftigt sich also auch im Geheimen, wie ich, mit der berühmten Preis-Aufgabe der Moskauer Akademie: „Welcher Art von Fischen, deren Gattung, wie man versichert, ausgestorben ist, gehört der kleine hellblaue Fisch an, den der Gott Wischnu manchmal in seiner Hand hält?“ Er will die 100,000 Franken und die jährliche Pension von 20,000 Franken gewinnen. Er ist nur deshalb nach Indien gekommen. Einer von uns muß weichen! Ein Archäolog ist zu viel auf dieser Welt!“

Wenn man uns jetzt früge, welcher von den vier Gelehrten sich eigentlich mit der Phalufrage beschäftigte, für welche jeder monatlich 3000 Franken bezog, so müßten wir antworten: „Wir wissen es nicht.“ Der Verlauf dieser Geschichte wird es uns vielleicht offenbaren.

Als Crawford wieder einmal an seinen geheimnißvollen Teich ging, um einige jener hellblauen Fische zu fangen, mit denen er den Moskauer Preis gewinnen wollte, fand er am Ufer eine grüne Broschüre mit dem Titel:

Freundschaftlicher Rath

an diejenigen, welche ihre Zeit damit verlieren, den kleinen hellblauen Fisch zu suchen, welchen der Gott Wischnu manchmal in seiner Hand hält; was eine unnütze Mühe ist, da der kleine hellblaue Fisch ein ausgestorbener Fisch ist, wie die Moskauer Akademie selbst gesagt hat.

„Den Streich hat mir Amiel gespielt“, knirschte Crawford. „Ich habe ihn wegen des Phalu angegriffen; er greift mich wegen des Fisches an. Zwischen uns ist Krieg.“

Am anderen Morgen segelte der „Mahabarata“ mit Crawford und Amiel nach Portugal, und zwar ohne die beiden Braminen, die sie länger als einen Monat über die festgesetzte Zeit hinaus vergeblich erwartet hatten. Auf dem Schiffe behielten sie ihre feindliche, aber schweigende Stellung bei; nur bei Tische saßen und sprachen sie sich. Niemand vermuthete unter ihrer freundlichen wechselseitigen Höflichkeit zwei Vulkanen; aus der Ferne zürnten sie auf sich; Lavaströme von Phrasen ergossen sie gegen sich, wenn sie sich in ihre Einsamkeit zurückgezogen hatten. Sie schrieben und druckten mit ihren Pressen die heftigsten Broschüren, die sie mit Hilfe ihrer Bedienten heimlich einander zuzustechen wußten. Die Schmähschriften athmeten die glühendste Rache und machten sie einander noch verhaßter. Endlich landete der „Mahabarata“ zu Lissabon, wo sie mit großer Freude empfangen wurden. Man setzte ihnen Lorbeerkränze auf; man hielt Lateinische, Französische, Griechische, Portugiesische, Englische und Italiänische Reden an sie. An diesem Tage hielten die vier Fakultäten eine außerordentliche Sitzung, und am Schluß der Ceremonie zwang man die Herren Amiel und Crawford, sich zu umarmen. Die Versöhnung war so vollständig, daß Sir D. Crawford schon am anderen Morgen, als er sich die Hände waschen wollte, in seinem Waschbecken eine Broschüre fand, worin er ein Zahnausreißer, ein aus Botany-Bay entlaufener Verbrecher genannt wurde, der den gutmüthigen Moskowiten gemeine Grundlege statt des kleinen hellblauen Fisches, den der Gott Wischnu bisweilen in

seiner Hand hält, anbieten wolle. Crawford war wüthend darüber. Nachdem sie sechs Monate lang sich gestellt hatten, als ob sie die Bibliotheken Portugals durchsuchten, um das Phalu zu finden, reisten sie nach Spanien ab. Aber Spanien blieb eben so stumm, als Portugal, in Betreff der Phalufrage. Es blieben ihnen nur noch 9 Monate übrig, um in den übrigen Ländern ihre Forschungen fortzusetzen. Ehe sie jedoch Madrid verließen, fand Amiel unter seinem Kopfkissen eine Broschüre, das letzte Wort des Sir D. Crawford, welche sich also endigte: „Franzosen! wir haben euch überall besiegt und zu Waterloo vernichtet!“

Sobald sie in Paris angekommen waren, schrieben sie sogleich an die königliche Bibliothek und baten um die Erlaubniß, ihre Forschungen wegen des Phalu daselbst beginnen zu dürfen. Noch an demselben Tage erhielten sie eine schmeichelhafte Antwort; man schrieb ihnen, daß sie schon seit einem Jahre sehnlichst erwartet würden: daß man vor Begierde brenne, die zwei berühmten Gelehrten kennen zu lernen; daß man die ganze königliche Bibliothek zu ihrer Disposition stelle, und daß man ihnen eine unerwartete Ueberraschung bereiten wolle, die ganz dazu dienen würde, sie für die vielen Mühen völlig zu belohnen.

Bei dieser Zuversicht und bei den angebotenen Ausichten hätten sie sogleich zur königlichen Bibliothek eilen müssen; aber Amiel und Crawford rührten sich nicht in ihrem Hotel; sie gaben vor, der Eine, daß er Schmerzen in den Kniegelenken habe, der Andere, daß er an einer allgemeinen Körperschwäche leide.

Jeden Morgen fragte Sir D. Crawford seinen Bedienten: „Ist Herr Amiel ausgegangen?“ Der Bediente antwortete: „Nein, mein Herr.“ Und Crawford streckte sich wieder auf das Sopha. So machte es auch Amiel. Sie wollten Beide krank seyn. Endlich schrieb Crawford an Amiel: „Unsere Feindschaft muß im Interesse unserer Mission aufhören. Wenn Sie meinen Vorschlag billigen, so wollen wir die königliche Bibliothek bitten, uns die auf unsere Forschungen sich beziehenden Manuskripte ins Haus zu senden. Jeder von uns soll sie lesen, und dadurch wird unser unglücklicher Krankheitszustand unserer heiligen Mission keinen Eintrag thun.“

Dies wollte eben Amiel: er nahm den Vorschlag an und schrieb an die Bibliothek. Von nun an war er nicht mehr krank, und am anderen Tage ging er schon in Paris spazieren. Er lenkte seine Schritte nach dem Theater der Porte Saint-Martin, wo zwei Gaukler das Publikum anzogen. Hier traf er zu seiner Verwunderung den Herrn Crawford, der ebenfalls von seiner vermeintlichen Krankheit geheilt war. Sie grüßten sich freundschaftlich, wie Karl XII. und der König von Polen, die, obgleich sie seit zehn Jahren einen blutigen Krieg führten, von nichts als von ihren Stiefeln sprachen, als sie sich das erste Mal sahen.

Der Vorhang wurde aufgezogen, und die zwei Gaukler erschienen. Amiel und Crawford stießen zu gleicher Zeit, zum Aerger des ganzen Publikums, einen schrecklichen Schrei aus. Die Gaukler, welche Feuer verschluckten und sich Degen durch ihren Leib stießen, waren die beiden berühmten Braminen, Palombo und Mindano, die zwei berühmtesten Gelehrten Indiens, ihre beiden Mitforscher. Sie suchten auch das Phalu. Als Palombo wie eine Schlange sich dem Rande der Bühne näherte, sagte ihm Crawford: „Ihr handelt eines Gelehrten unwürdig; anstatt zu studiren über die Art und Weise, wie man das Feuer anbeten soll, verschluckt Ihr es.“ — „Wie? Sind Sie es, Herr Crawford?“ — „Ja, wir sind es“, sagte Amiel, „und ihr handelt höchst unwürdig.“ — „Wie so?“ erwiderte der Bramine; „bei uns sind alle Gelehrten Gaukler; und bei Euch?“ — „Verdienen sie ehrenvoll das Geld, welches der Staat ihnen zu wissenschaftlichen Forschungen giebt.“ — „Sie haben das Phalu gefunden!“ fragte der Bramine. — „Nein! aber wir hoffen, es bald zu entdecken. Besuchet uns morgen, St. Lazarus-Strasse, Hôtel du Nord.“ Nach diesem Gespräch richtete sich Palombo wie eine zischende Schlange auf und eilte in Sprüngen fort. Als Amiel und Crawford in ihre Wohnung zurückgekehrt waren, fanden sie die Antwort der königlichen Bibliothek, worin ihnen ihr Besuch in Gnaden abgeschlagen wurde. Man lud sie noch einmal ein, zur Bibliothek persönlich zu kommen, wo man ihnen unter anderen Merkwürdigkeiten ein Manuskript zeigen würde, welches sie für ihre bisherigen fruchtlosen Bemühungen entschädigen werde. Die beiden Archäologen erblickten, als sie diesen Brief gelesen hatten. Sie theilten sich jedoch die Ursache ihrer Angst nicht mit. Nach einer sehr unruhigen Nacht erwarteten sie die beiden Braminen, die sich auch um 10 Uhr einstellten. Beim Frühstück sagte ihnen Crawford: „Ich hoffe, daß Ihr, seit Ihr in Frankreich seyd, das Phalu nicht vergessen haben werdet.“ — „Das Phalu? keinesweges!“ — „Nun wohl, so wollen wir zur Bibliothek gehen.“ Sie traten hier ein. Amiel hustete; Crawford hatte Dyrensausen; nur die beiden Braminen zeigten viel Zuversicht. Sie wurden von den Bibliothekaren in schwarzen Fraden empfangen. Nach vielen Komplimenten sagte der Ober-Bibliothekar: „Meine Herren, Sie werden erstaunen, daß das wunderbare Buch, das von den Portugiesen in Indien geraubt wurde, das Buch, das Sie mit so vieler Mühe und ohne Erfolg auf der ganzen Erde gesucht haben, sich hier bei uns befindet. Hier, meine Herren, ist das Phalu, in Phalu von Phalu geschrieben! Nur die Diamanten des Einbandes fehlen; man sieht aber noch die Stellen, an denen sie gefesselt haben. Lesen Sie das Buch, und Sie werden sich vollständig überzeugen.“

Amiel wich vor Schreck zwei Schritte zurück, und Crawford biß sich in die Lippen, um nicht in Ohnmacht zu fallen, und nur mit schwacher Stimme konnte er zu den beiden Braminen sagen: „Meine Herren, diese Ehre gebührt Ihnen. Lesen Sie zuerst dieses Buch, welches Ihre ganze Religion enthält!“

Die beiden Braminen neigten sich auf das Buch, und bald darauf er-

hoben sie langsam ihre Köpfe wieder und sagten: „Wir haben das Phalu verschwigt!“

„Die Schurken!“ murmelte Crawford. — „Jetzt will ich lesen“, sagte Amiel. Nachdem er es einige Minuten angesehen hatte, rief er aus: „Meine Herren, das ist kein reines Phalu; es ist altes Phalu.“

„Wie?“ rief mit Unwillen der Ober-Bibliothekar, der den vier Gelehrten eine große Ueberraschung zu bereiten glaubte, „wie? Sie sagen, daß dies kein reines Phalu, daß es altes Phalu ist! Aber es giebt ja nur ein Buch in dieser Sprache, und das ist dieses.“ Amiel gestand hierauf mit halber Beschämung, daß er sein Phalu ein wenig verlernt habe. O Schande! Keiner der vier Gelehrten, davon war man jetzt überzeugt, verstand Phalu.

So endigte diese berühmte wissenschaftliche Expedition, für welche sie auf drei Jahre 392,000 Franken erhalten sollten.

Da der Ober-Bibliothekar die Verlegenheit der vier Gelehrten bemerkte, so las er erst in der Phalusprache die erste Seite des berühmten Buches, dann übersehte er französisch die Stelle, wo von der Anbetung des Feuers die Rede ist. Sie lautete: „Ihr sollt das Feuer weder liegend, noch knieend anbeten, sondern ihr sollt ihm während des Gebetes den Rücken zuehren; denn ihr seyd unwürdig, es mit dem Gesicht anzuschauen.“

Als dies in Indien bekannt wurde, so war der Friede unter den fanatischen Sekten der Feueranbeter wieder hergestellt.

Diese Geschichte ist ganz auf Wahrheit gegründet, und man findet sie in den zu Kalkutta erscheinenden „Asiatischen Jahrbüchern“ ausführlich und nur in einfacherer Darstellung erzählt.

Was die vier Gelehrten betrifft, so hatten sie folgendes Schicksal: Crawford ging nach England und starb an einem Schlagfluß. Amiel reiste einen Monat später nach Kalkutta mit den beiden Braminen und dem Phalu, das der Minister des öffentlichen Unterrichts der Ostindischen Compagnie schenkte. Unterweges lernte Amiel noch das Phalu. Als er in Indien ankam, begab er sich nach Benares, wo er den fünfhundert versammelten Braminen, nach dem von ihnen dem Gouverneur gegebenen Versprechen, die Geschichte seiner Reise, mit Ausnahme der Scene in der Königl. Bibliothek, erzählte. Man ernannte ihn zum Braminen erster Klasse. Der Gouverneur fügte zu den Summen, die er schon während der Zeit seiner wissenschaftlichen Expedition erhalten hatte, noch eine Gratification von 100,000 Franken.

Was die Preis-Aufgabe der Moskauer Akademie betrifft, so wurde sie auf das folgende Jahr hinausgeschoben, was alle Akademicien thun, wenn eine Frage nicht vollkommen gelöst wird. (R. d. P.)

Schweden.

Miscellen zur Geschichte Stockholms.

Im Jahre 1541 erschien die erste Bibel in Folio im Druck bei Georg Niehoff, einem Deutschen von Geburt. Es geschah dies auf Befehl und auf Kosten des glorreichen ersten evangelischen Königs von Schweden, Gustav's I., durch die beiden berühmten Reformatoren ihres Vaterlandes, die Gebrüder Laurentius und Olaus Kerici, nach der Deutschen Version ihres Lehrers Luther und seiner Auslegung der heiligen Schrift ins Schwedische übertragen.

Im Jahre 1543 am 6. April wurde zum erstenmale in Stockholm und muthmaßlicherweise auch in ganz Schweden der Buß- und Betttag gefeiert.

Im Jahre 1546 im Juli und August wurde ein entsetzlich großer Seefisch gesehen, der täglich beim Ausfluß des Mälar-Sees in das Meer sich längere Zeit aufhielt und durch sein Aussehen und die Art, wie er das Wasser des Sees in die Höhe spritzen konnte, die Aufmerksamkeit aller Beschauer auf sich zog.

Im Jahre 1550 zur Zeit des Frühlings wurde auf Befehl des Königs Gustav I. das erste Schwedische Rauffahrtei-Schiff in Gemeinschaft mit einigen Kriegsschiffen zur Reise nach Holland, England, Frankreich und Spanien abgefannt, um von dorthier die Waaren direkt zu holen, welche bis jetzt nur durch Lübeck'sche Schiffe nach Stockholm zum Verkauf gekommen waren.

Im Jahre 1559 den 8. Juli ließ der damalige Erbprinz und Herzog von Finnland, nachherige König Johann III., von einem im Hafen von Stockholm liegenden Dänischen Schiffe den sogenannten Spiegel am Bordertheil desselben abhauen, indem die Embleme desselben das uralte Wappen vom Königreiche Svea vorstellten, nämlich die drei Kronen. Dies gab die hauptsächlichste Veranlassung zu dem kurz darauf folgenden langwierigen Kriege zwischen Schweden und Dänemark.

Im Jahre 1563 den 24. Juni hielt König Erich XIV. seinen feierlichen Einzug in Stockholm bei seiner siegreichen Zurückkunft aus den Provinzen Blastinge und Ostgothland. Er war bei dieser Gelegenheit so eitel und hochmüthig, daß er den kürzlich gefangen genommenen sehr tapferen Dänischen Reichs-Admiral Jakob Brockenhusen nebst sieben Schiffs-Capitainen und 1000 Matrosen mit geschorenen Häuptern und weißen Stäben in den Händen in seinem Gefolge paarweise einhergehen ließ. An der Spitze dieser Gefangenen befand sich der Hofnarr des Königs, der durch Wiße und Schmähungen, indem er vor ihnen hertanzte, die Zuschauer belustigte.

Im Jahre 1568 den 4. Juli vermählte sich Erich XIV. mit Katharina, der Tochter eines gemeinen Soldaten, und am 5. Juli wurde dieselbe feier-

lich gekrönt als Königin von Schweden. Bei dieser Gelegenheit ereignete es sich, daß der Reichs-Kanzler Nils Spillenstjerna, der einer der fünf Reichs-Räthe war, welche die Reichs-Regalien trugen, die Krone zur Erde fallen ließ, in dem Augenblick, wo sie überreicht werden sollte. Dieser Vorfall brachte eine allgemeine Bestürzung hervor und wurde in damaligen Zeiten als eine böse Vorbedeutung ausgelegt. Die Bestätigung blieb, wie bekannt, nicht aus.

Mannigfaltiges.

— Französische Uebersetzungen Deutscher Werke. Eine kürzlich erschienene französische Version von Goethe's Wilhelm Meister, überseht von Frau A. von Carlowitz, unterliegt in der Revue de deux Mondes einer sehr strengen Kritik. Die Uebersetzerin wird nicht bloß großer Oberflächlichkeit und Nachlässigkeit angeklagt, sondern es wird von ihr auch gesagt, sie habe von dem anmuthigen Styl Goethe's kaum einen Begriff, und darum sey in ihrer Arbeit die Farbe des Originals verwischt, die Bewegung schleppend und der Glanz jener lebendigen und eleganten Prosa, die gerade den Wilhelm Meister auszeichne, völlig verdunkelt. Ja sogar Abänderungen soll sich die Uebersetzerin überall gestattet haben, wo ihr der Deutsche Dichter etwas zu weltlich und ausgelassen erschien. Man kann sich hiernach denken, was aus dem Schüßlinge Marianens und dem Beschützer Mignon's geworden ist! Unbedingtes Lob wird dagegen einer ebenfalls kürzlich unter dem Titel „Goethe et Bettina“ erschienenen französischen Uebersetzung von „Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde“ ertheilt. Der pseudonyme Uebersetzer nennt sich S. Albin und soll, wie die Revue bemerkt, ein mit der Deutschen Literatur innig vertrauter Schriftsteller seyn. „Deutschland“, fügt die gedachte Zeitschrift hinzu, „hat dieses pikante Buch mit außerordentlichem Beifall aufgenommen, und das französische Publikum wird unbezweifelnd das Deutsche Urtheil, wenn auch unter einigem Vorbehalt, ratifiziren.“

— Krämerfenn in Folio auf der Stadt-Bibliothek zu Mammowinkel. Für Leute, die mit der Geographie auf befreundetem Fuße leben, bedarf es keiner besonderen Notiz über die Lage von Mammowinkel; für Leute aber, die in der Geographie nichts gelernt und nichts vergessen haben, habe ich kein so mittheilendes Interesse, ihnen den Ort nach Länge und Breite zu beschreiben, und sie mögen auf ihre eigene Gefahr die böswillige Vermuthung aufstellen, er läge an einem Deutschen Strome. Jedoch mögen auch sie die zwei Zeilen lesen, welche ich hier aus dem Riesenband „Krämerfenn“ mittheile: Ein Gelehrter der Residenz Geisterlust beabsichtigte, ein berühmtes Werk aus dem Mittelalter nach einem Codex zu L. herauszugeben. Der humane und liberale Ober-Bibliothekar vermittelt es bei der humanen und liberalen Regierung, daß der kostbare, noch viele andere werthvolle Piecen enthaltende, ganz auf Pergament geschriebene, viele hundert Jahre alte Codex aus L. nach Geisterlust an den Gelehrten geschickt wird. Nun befindet sich aber ein Fragment des Werkes auch handschriftlich auf der Stadt-Bibliothek zu Mammowinkel, welches der gewissenhafte Herausgeber noch gern verglichen hätte. Er wendet sich an zwei befreundete Gelehrte, die Beamten der guten Stadt Mammowinkel sind, ohne eigentlich Mammowinkeler zu seyn, sie mögen durch ihren Einfluß und ihre Bürgerschaft die Väter ihrer Stadt zur gefälligen Versendung des handschriftlichen Zeugn's nach G. bewegen. Die beiden Männer, ebenfalls human und liberal, richten mit um so größerer Hoffnung ihr Gesuch an die Vorsteher jener Bibliothek, als gerade damals mehrere kostbare Handschriften aus der Geisterlustigen Königl. Bibliothek in den Händen verschiedener Mammowinkeler waren. Die Väter aber, mit viel größerer Besorglichkeit den Werth der Wissenschaften schätzend, als königliche Ober-Bibliothekare, erklären, daß ihnen jenes Bruchstück theuer am Herzen liege, und daß sie die Handschrift nur gegen eine Caution von 2000 Dinaren (= 800 Thlr.) ausliefern. Die beiden Gelehrten, gerührt von so vielem Sinne für gelehrte Reliquien, ziehen vom Leder, d. h. vom ledernen Beutel, die verlangte Summe. Da erklären die hochherzigen Väter, es müsse aber auch die Handschrift mit der Post gesendet werden, und zwar nur mit Angabe des Werthes von 2000 Dinaren (= 800 Thlr.), so daß das Porto — doch ich schweige, die ungeographischen Leser könnten aus dem Betrage des Porto's die Entfernung zwischen M. und G. kritisch ermitteln! Indessen, da der Geisterlustige Gelehrte, wie die meisten seiner Strebengengenossen, diverse Reichthümer die seinigen nennt, so wollten jene zwei Mammowinkeler schon auch dieses zugesehen, als die besorgten Vorsteher auch erklärten, es müsse der Codex in G. auf 2000 Dinare (= 800 Thlr.) veraffekurirt werden! Auf dem Heimwege der beiden Gelehrten nach erfolgter Erfolglosigkeit brach folgende Meinungsverschiedenheit zwischen ihnen aus: A. behauptete, die Väter werden nicht anders als von der Liebe zu den Wissenschaften bei ihrer Hinderlich legenden Handlungsweise geleitet. Durch diese werde nicht nur der Codex in keine Gefahr gebracht, sondern auch der wahrscheinlich berühmte Herausgeber gezwungen, eine Zeitslang in den Mauern von M. zu weilen, was für sie, die Mäcenaten, eine Herzens-Genugthuung, für die liebe Vaterstadt ein Glanz wäre. B. aber (der den Anfangsbuchstaben der Bosheit trägt, wie Figura zeigt) behauptet mit Worten, von denen man in der Dunkelheit nicht sehen konnte, ob sie mehr von Trockenheit oder Kühnheit durchdrungen waren, geradezu, die Väter wünschten den Verlust des Codicis, um dafür 2000 Dinare (= 800 Thlr.) zu erhalten. F. Et.